

1. Prolog: Zwei Gefechte in einer gigantischen Schlacht

- 1.1. Das Widerstandsnest 62 am Omaha Beach, 6. Juni 1944
- 1.2. Das 5th Battalion der Duke of Cornwall's Light Infantry an der Höhe 112, 10./11. Juli 1944

2. Strategie: Der Westen 1940–1943

- 2.1. Deutsche Besatzungspolitik in Frankreich
- 2.2. Vichy-Frankreich und die Résistance
- 2.3. Die Alliierten: Mittelmeer oder Westeuropa?

3. Planung: Vorbereitungen auf die Landung

- 3.1. Die deutsche Seite
- 3.2. Die alliierte Seite

4. Operation Neptune: Der D-Day, 6. Juni 1944

- 4.1. Die Luftlandungen
- 4.2. Die amphibischen Operationen

5. Normandieschlacht I: Krieg von „oben“

- 5.1. Die Briten und Kanadier in den Kämpfen um Caen
- 5.2. Die Amerikaner in den Kämpfen auf der Cotentin-Halbinsel und um St. Lô
- 5.3. Die deutschen Gegenmaßnahmen

6. Normandieschlacht II: Krieg von „unten“

- 6.1. Die Soldaten, ihre Mentalität und die Realität des Krieges
- 6.2. „Dreckiger Krieg“: Die Ermordung von Kriegsgefangenen ?
- 6.3. Zwischen den Fronten: Die französische Zivilbevölkerung

7. Befreiung: Frankreich im Sommer 1944

- 7.1. Der Zusammenbruch der Normandiefrent und die Befreiung von Paris
- 7.2. „Anvil-Dragoon“: Die Landungen in Südfrankreich
- 7.3. Der französische Widerstand und seine Bekämpfung
- 7.4. Ein innerlich zerrissenes Land: Frankreich nach dem Bürgerkrieg und der Befreiung

8. Stillstand: Herbst 1944

- 8.1. Market Garden: Das Luftlandeunternehmen bei Arnheim
- 8.2. Die Kämpfe an der Reichsgrenze
- 8.3. Die Ardennenoffensive

9. Erbe und Mythos einer Schlacht

Deutsche und alliierte Stellenbesetzungen 1944

Zeittafel

Anmerkungen

Weiterführende Literatur

Danksagung

Bildnachweis

Personenregister

4. Operation Neptune Der D-Day, 6. Juni 1944

4.1. Die Luftlandungen

Die Befreiung kam zuerst aus der Luft. Eine Viertelstunde nach Mitternacht landete eine Kompanie der *Oxford and Buckinghamshire Light Infantry* („Ox and Bucks“) punktgenau neben einer Brücke über den Orne-Kanal und nahm sie ein, ebenso das kleine Café Grondrée direkt am Ufer. Das Café gilt – wenngleich auch fälschlicherweise – als das erste von den Alliierten befreite Haus in Frankreich¹, die Brücke ist heute als „Pegasus-Bridge“ bekannt. Die Aktion der „Ox and Bucks“ war aber nur ein kleiner Ausschnitt aus einer viel größeren Operation. Im Laufe des 6. Juni setzten die Alliierten aus der Luft drei Divisionen mit insgesamt etwa 20 000 Mann ab. Der Einsatz von Luftlandetruppen war in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs zwar nichts Neues, doch wie in so vielen anderen Bereichen bei *Neptune* so setzten die Alliierten auch hier in der Quantität neue Standards.

Die Geschichte der Luftlandetruppen war relativ jung. Im Ersten Weltkrieg kam eine neue räumliche Dimension in der Kriegführung hinzu: die Luft. Flugzeuge konnten nicht nur Truppenbewegungen des Gegners im Hinterland aufklären, sondern ihn dort auch bekämpfen. Mit fortschreitender Technologie kam noch während des Ersten Weltkriegs, vor allem aber später in der Zwischenkriegszeit, ein weiterführender Gedanke auf: Größere Truppenkörper sollten durch die Luft transportiert und im Rücken des Feindes angelandet werden. Eine Umfassungsschlacht konnte somit nicht nur zweidimensional, sondern dreidimensional geführt werden.

Die Rote Armee stellte Mitte der 1930er Jahre die ersten regulären Fallschirmtruppen auf, die Wehrmacht folgte 1936. Sie war es auch, die zu Beginn der Kriegs einige spektakuläre – und auch von der NS-Propaganda entsprechend stilisierte – Erfolge mit dieser neuen Truppengattung errang. Eben Emael und Rotterdam im Mai 1940 sowie vor allem Kreta im Mai 1941 zeigten das

Potential, aber auch die Schwächen von Luftlandetruppen. Einerseits war das Element der Überraschung einer ihrer großen Vorteile und konnte beträchtliche Verwirrung beim Gegner stiften. Zudem zeigten die deutschen Fallschirmjäger taktische Flexibilität, eine hohe Kampfmoral und scheinbar unzertrennlichen Korpsgeist. Das verwundert nicht, wurden die Soldaten doch handverlesen nach harten physischen und psychischen Einstellungsprüfungen aus einer Gruppe von Freiwilligen ausgewählt. Andererseits standen dem einige beträchtliche Schwächen gegenüber. So war nach der Landung die Zuordnung der einzelnen Einheiten und Teileinheiten sehr schwierig, die einheitliche Führung des Gefechts litt darunter. Vor allem aber waren Fallschirmjäger nur leicht bewaffnet und wenig mobil, wenn sie einmal gelandet waren. Zudem mussten sie eine Zeitlang in Isolation vom Rest der Hauptstreitkräfte kämpfen.

Beim Unternehmen „Mercur“ zur Eroberung Kretas setzte die Wehrmacht Fallschirmjäger erstmals nicht nur taktisch, sondern operativ ein. „Mercur“ war Höhe-, aber auch Wendepunkt im Einsatz der deutschen Fallschirmjägertruppe. Die Insel konnte zwar genommen werden, doch die Verluste waren enorm. Kreta war zwar nicht „das Grab der deutschen Fallschirmjäger“, doch für Hitler waren die Tage der großen Luftlandeoperationen gezählt.

Obgleich die britischen und amerikanischen Streitkräfte in der Zwischenkriegszeit zu den Vorreitern in der Luftkriegstheorie gezählt hatten, hatten sie sich bisher dem Aufbau einer Fallschirmtruppe verwehrt. Kreta änderte dies. Die Alliierten waren vom deutschen Erfolg beeindruckt und Churchill befahl den sofortigen Ausbau der bisher winzigen britischen Fallschirmtruppe. Nicht nur bei den zahllosen britischen Kommandounternehmen in Nordafrika und im deutsch besetzten Europa kamen nun Fallschirmspringer zum Einsatz, sondern es wurden auch zwei Divisionen aufgestellt, die 1st und die 6th *Airborne Division*. Auch die *US Army* schickte ihre neuen 82nd („All-American“) und 101st *Airborne Divisions* („Screaming Eagles“) auf den europäischen Kriegsschauplatz. 1942/43 setzten die Alliierten Teile dieser Divisionen bei verschiedenen großen amphibischen Landeunterneh-

4. Operation Neptune: Der D-Day, 6. Juni 1944

70 men im Mittelmeerraum ein. Dabei trat aber eine Reihe von Problemen auf. Beispielsweise landete in Sizilien nur ein Fünftel des *505th Parachute Infantry Regiment*s in der Abwurfzone; bereits im Anflug gab es Verluste durch „friendly fire“. Bei weitem nicht alle alliierten Kommandeure waren in Italien vom Einsatz der Luftlandetruppen überzeugt.

Dennoch planten die Alliierten auch für den *D-Day* einen Einsatz ihrer Luftlandekräfte, diesmal gleich mit drei Divisionen: Die britische *6th Airborne* sowie die amerikanischen *82nd* und *101st Airborne Divisions*. Die ursprünglichen Pläne waren sehr ambitioniert: Die amerikanischen Divisionen sollten die gesamte Contentin Halbinsel und damit die Hafenstadt Cherbourg abschneiden. Ein weiterer Vorschlag war eine Landung bei Evreux, fast 150 Kilometer von den Landungsstränden entfernt. Vor allem der Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte Leigh-Mallory sah beide Optionen äußerst kritisch und als zu risikoreich; das Wissen um die deutschen Gegenmaßnahmen wie die Rommel-Spargel-Felder oder die umfangreichen Überflutungen im möglichen Landegebiet verstärkten die Skepsis. Die RAF drängte daher auf eine dritte Alternative.

Schließlich ersannen Bradley und der Kommandeur der *82nd Airborne Division*, *Brigadier General James Gavin*, den Operationsplan für die beiden *US Airborne Divisions*. Die *82nd Airborne* landete im nördlichen Hinterland des *Utah Beach* und sollte damit einen Vorstoß der Landungstruppen in Richtung Cherbourg erleichtern. Südlich davon sollte die *101st Airborne* wichtige Straßen, Brücken und Eisenbahnlinien – darunter den Verkehrsknotenpunkt Carentan – einnehmen, die Flanke nach Süden sichern und die Verbindung zu den Landungstruppen am *Omaha Beach* weiter östlich ermöglichen. Die britische *6th Airborne Division* sollte östlich des *Sword Beach* zwischen dem Orne-Kanal und der Dives landen. Bei den Briten ging es um drei Ziele. Erstens, die Eroberung wichtiger Brücken über die Orne und den Orne-Kanal, um eine Verbindung zu den Landungstruppen vom *Sword Beach* herzustellen; zweitens, die Zerstörung von Dives-Brücken, um einen deutschen Gegenangriff von Osten zu vereiteln; und drittens, um die Einnahme der deutschen Batterie in Merville.



Bild 5

„You are about to embark upon the Great Crusade.“ General Dwight D. Eisenhower in einem letzten Gespräch mit Fallschirmjägern der US 101st Airborne Division, 5. Juni 1944.

Deren Geschütze – so glaubten die britischen Planer – konnten die Landungen am *Sword Beach* empfindlich stören. Insgesamt verzichtete der endgültige Operationsplan für den Einsatz der drei Luftlande-Divisionen auf unkalkulierbare Risiken. Die Divisionen sollten die äußerste rechte und linke Flanke der 21st Army Group sichern. Ihr Einsatz verfolgte also keine eigenen Ziele, vielmehr sollten sie *Neptune* unterstützen. Die Männer waren exzellent ausgebildet, verfügten aber bis auf Teile der 6th and 82nd Airborne über keine Kampferfahrung.

[...]

6. Normandieschlacht II

Krieg von „unten“

6.1. Die Soldaten, ihre Mentalität und die Realität des Krieges

Eine Militärgeschichte „von unten“ zu schreiben, ist stets schwierig. Ist es möglich, die Einzelschicksale von Millionen deutschen und alliierten Soldaten aufzulösen? Wird dadurch nicht gerade das Gegenteil erreicht? Anstelle des Individuums treten Verallgemeinerungen? Lassen sich überhaupt Schlüsse ziehen, wie der „einfache Soldat“ dachte und handelte? Was unterschied den deutschen Landser vom amerikanischen GI und dem britischen „Tommy“? Ganz sicher ist: Jeder Soldat hat den Krieg im Allgemeinen und die Normandieschlacht im Besonderen anders erlebt. War der Soldat in einem heftig umkämpften Frontabschnitt oder eher in einem ruhigen Frontabschnitt eingesetzt, vielleicht sogar im Hinterland? War er Artillerist, Fallschirmjäger oder Fernmelder? Welche Mentalität herrschte in der jeweiligen Einheit? Die folgenden Seiten können diese vielschichtigen Probleme keinesfalls auflösen, sondern lediglich einen Problemaufriss bieten. Der Schwerpunkt liegt dabei eindeutig auf der Infanterie.

Die Normandie war zweifelsohne eine Materialschlacht. Die Folgen davon waren für die Soldaten beider Seiten omnipräsent. Trotz aller Materialknappheit verfügten Wehrmacht und Waffen-SS über einige gefürchtete Waffensysteme. Eine Umfrage unter US-Soldaten während des Zweiten Weltkriegs ergab, dass die Lautstärke einer Waffe im Zusammenhang mit ihrer psychologischen Wirkung stand. Je lauter die Waffe, desto mehr verbreitete sie Furcht. So nannten 48 Prozent der US-Soldaten die bekannte und auch im Erdkampf eingesetzte 8,8 cm Flak „furchteinflößend“, und 62 Prozent von ihnen bezeichneten sie als „gefährlich“. In der Normandie waren auch die „Nebelwerfer“ – ein Raketenwerfer – für die US-Soldaten ein Schockerlebnis, ebenso für die Infanterie das deutsche MG 42. Das einfache deutsche Gewehr, das 98 k, hingegen wurde in den Kategorien „furchteinflößend“ und „gefährlich“ mit 0 Prozent (!) angegeben.¹

Offenbar waren dies Fehlwahrnehmungen. Denn das 98 k war durchaus eine tödliche Waffe. Wenngleich zwar rund 55 Prozent der Verwundungen in der 1st US Army auf deutsche Artillerie- und Mörser-Geschosse zurückgingen – bei den Briten gingen die Schätzungen sogar auf 70 Prozent² –, so verursachten Kleinkalibergeschosse 25 Prozent der nicht-tödlichen Verluste, wobei unklar bleibt, wie viel davon jeweils auf MG und Gewehr zurückgingen. Diese 25 Prozent sind eine vergleichsweise hohe Zahl für die US Army im Zweiten Weltkrieg. Denn an der gesamten Westfront 1944/45 betrug die Anzahl der Verwundeten durch Kleinkalibergeschosse nur 19 Prozent, in Italien und Nordafrika gar nur 14 Prozent. Hingegen lag sie im Pazifik bei etwa 30 Prozent.⁴ In der Tat wies die Schlacht in der Normandie eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Pazifik auf. Die Amerikaner nannten den Kampf im *Bocage* eine „species of jungle or Indian fighting“⁵, die Deutschen bezeichneten ihn als einen „reinen Buschkrieg“ oder einen „Dschungelkrieg“⁶. Die Gefechte fanden wegen der dichten Vegetation häufig auf kürzeste Distanz statt, die Handfeuerwaffen dominierten. Im Zweiten Weltkrieg war die „Tödlichkeit“ (im Englischen: „lethality“) gerade von Handfeuerwaffen deutlich höher als jene sämtlicher anderer Waffen. Das heißt: Bei MG- oder 98 k-Beschuss hatte ein getroffener GI eine deutlich geringere Überlebenschance als bei Artillerie- bzw. Mörserbeschuss, Bomben, Minen oder gar Granaten.⁷ Dies macht es noch erstaunlicher, warum US-Soldaten das 98 k als Waffe nicht fürchteten.

Wie in jedem Krieg so zahlte auch in der Normandie die Infanterie den höchsten Blutzoll. Dies mögen folgende Zahlen veranschaulichen. Zwischen Juni und August verloren in jeder der sieben britischen Infanterie Divisionen die Infanteriekompanien etwa drei Viertel ihrer eigentlichen Stärke.⁸ Bei den Amerikanern kamen nur 10 Prozent der mobilisierten Männer zur Infanterie, doch diese trug in der Normandie 90 Prozent der amerikanischen Verluste. So ist es wenig erstaunlich, dass der Krieg gerade für die Infanteristen stets eine ungeheuerliche psychische Belastung bedeutete. Der Tod war ihr ständiger Begleiter. Der Anblick eines durch Mörserfeuer zerfetzten Kameraden, die

6. Normandieschlacht II: Krieg von „unten“

128 Lärmbelastung durch Artillerieduelle, der Schlafentzug oder die Nervenbelastung auf nächtlicher Patrouille – all dies führte bei vielen Soldaten zu einem neuralgischen Punkt, dem psychischen Zusammenbruch. Dieser äußerte sich individuell verschieden wie hysterische Anfälle, Schlaflosigkeit, Desertion, unerlaubte Entfernung von der Truppe oder Selbstverstümmelung. Derlei war eigentlich nichts Neues. Im Ersten Weltkrieg hieß dieses Phänomen im englischen Sprachraum „shell-shock“, im Zweiten Weltkrieg „battle fatigue“ oder „exhaustion“. In der Normandie wurde gerade der Kleinkrieg im *Bocage* für die Soldaten ein „psychological hazard“⁹. Der Höhepunkt war im Juli erreicht. Nach unterschiedlichen Berechnungen gingen in der *US* und der *British Army* 20 bis 30 Prozent der nicht-tödlichen Verluste, also um die 20 000 bis 25 000 Mann, auf einen psychischen Zusammenbruch zurück. Auch später noch waren derartige Verluste hoch. Die in Südfrankreich gelandete 7th *US Army* hatte vom 15. August bis zum 31. Dezember 1944 etwa 10 000 Mann Verluste durch psychischen Ausfall.¹⁰

Das Problem erreichte bei den Alliierten derartige Ausmaße, dass sich die Kommandeure veranlasst sahen, darauf zu reagieren. Viele erkannten, dass es sich bei den Betroffenen häufig nicht um „Feiglinge“ oder „Drückeberger“ handelte, sondern dass der psychologische Zusammenbruch eine Krankheit war und entsprechend behandelt werden musste. Zur Betreuung gab es bei den Alliierten bereits seit 1943 Psychiater. Ihre Arbeit intensivierte sich in der Normandie und zwar insgesamt mit Erfolg: 50 bis über 60 Prozent der betroffenen Soldaten konnten in der *US Army* und der *British Army* nach der psychiatrischen Behandlung wieder an die Front zurückkehren, ein weiteres Achtel wurde in Versorgungs- und Kampfunterstützungseinheiten versetzt. Nur ein Viertel musste endgültig von der Front abgezogen werden.

Angesichts der gegnerischen Materialüberlegenheit musste die „battle fatigue“ theoretisch eigentlich noch viel mehr auf die Wehrmacht und Waffen-SS zutreffen. Leider gibt es hierzu noch keine wissenschaftlichen Studien. Die folgenden Zeilen sind daher grundsätzliche Überlegungen. Die deutschen Berichte jeden-

falls sprechen eine sehr deutliche Sprache über die Umstände der Kämpfe für die Soldaten. Schon vor der Invasion hatte Rommel auf die „fortschreitende ‚Modernisierung‘ des Krieges“¹¹ mit der ungeheuren Zerstörungskraft des indirekten Feuers hingewiesen und gefordert, die Soldaten psychologisch darauf vorzubereiten. Aber bereits am *D-Day* übertrafen die Ereignisse Rommels Warnungen. Auch die anschließende Landschlacht war von pausenlosem Artillerie- und Fliegerbeschuss geprägt, die deutschen Truppen konnten in größerem Stil nur noch in der Nacht marschieren oder sich umgruppieren. Bei klarem Himmel waren wegen der alliierten Dominanz in der Luft größere Truppenbewegungen fast unmöglich. Das ging an die „Ehre“ der deutschen Soldaten. Für sie war es ein „entwürdigendes Gefühl, darauf warten zu müssen, ob nicht im Rahmen der gegnerischen Luftablösung, der Luftraum eine halbe Stunde frei wird, um wieder ein Stück weiter fahren zu können“¹². Gewiss, in totalen Zahlen reichte das in der Normandie eingesetzte Material nicht an die Ostfront heran, doch bezogen auf den deutlich kleineren geographischen Raum war die Normandieschlacht für den einzelnen Soldaten ein intensiveres Erlebnis als die Ostfront. Für die Deutschen erschienen die Munitionsbestände der Briten und Amerikaner als schier endlos; sie fühlten sich einem Dauerfeuer ausgesetzt. Wahrnehmung und Realität dieser erdrückenden Artillerieüberlegenheit gingen aber bisweilen auseinander, denn es gab bei den Alliierten im Laufe der Wochen durchaus Versorgungsengpässe, die zu einer Rationierung der Munition zwangen.

Dieser massive Materialeinsatz war selbst für erfahrene „Russlandkämpfer“ eine völlig neue Erfahrung. Nach einigen Tagen hatten sich zwar selbst die jungen Rekruten meist an diesen Krieg gewöhnt, doch blieben die schweren Dauerangriffe nicht ohne psychische Wirkung. Die deutschen Soldaten sahen sich „einer Kraft gegenüber, gegen die kein Kraut mehr gewachsen ist“¹³. Das galt aber nicht nur für die Landser, sondern auch für die Generalität. Sie waren allesamt Veteranen der Materialschlachten im Ersten Weltkrieg und der Ostfront im Zweiten Weltkrieg, doch die Normandie stellte eine neue Erfahrung dar:

6. Normandieschlacht II: Krieg von „unten“

130 „Der ganze Kampf ist eine ungeheure Blutmühle, wie noch nie in 11 Kriegsjahren erlebt“¹⁴, beschrieb es General Dietrich von Choltitz, Kommandierender General des LXXXIV. Armeekorps. Dies alles deutet darauf hin, dass die „battle fatigue“ auch die deutschen Landser traf.

Wenig bekannt ist, dass nicht nur die Alliierten, sondern auch die Wehrmacht „Beratende Psychiater“ einsetzte, und zwar schon seit Kriegsbeginn. Allerdings spielte bei vielen dieser Ärzte „das Wohlergehen ihrer Patienten gegenüber anderen, vor allem militärischen, Erwägungen eine untergeordnete Rolle“.¹⁵ Psychologische Verluste wurden weniger als Krankheit sondern als charakterliche Schwäche ausgelegt. Die unheilvolle Verbindung von NS-Ideologie und Medizin im Dritten Reich – etwa zwei Drittel der Beratenden Psychiater waren Angehörige der SS – zeigte sich auch hier. Hinzu kam ein chronisch unterbesetzter deutscher Sanitätsdienst. Und noch etwas war von großer Bedeutung: Ein rigides Disziplinarsystem in der Wehrmacht sorgte für Abschreckung. Bekanntlich hat die Wehrmachtsjustiz im Zweiten Weltkrieg etwa 30 000 Soldaten zum Tode verurteilt, über 20 000 davon wurden hingerichtet, wobei für die Normandie allerdings keine Zahlen vorliegen. Bei der *US Army* waren es nur 146 und bei der *British Army* gar nur 40 vollstreckte Todesurteile. Wegen Desertion wurde nur ein einziger Soldat der *US Army* hingerichtet, bei den Briten kein einziger.

Ignorierten Wehrmacht und Waffen-SS also einfach weitgehend die psychischen Zusammenbrüche ihrer Soldaten in der Normandie bzw. setzten auf die brutale Abschreckung ihrer Militärjustiz? Diese Erklärungen wären entschieden zu einfach. Schließlich waren Wehrmacht und auch Waffen-SS janusköpfige Armeen mit einem rigiden Bestrafungssystem, gleichzeitig aber auch mit moderner Menschenführung. Provokant ließe sich fragen, ob das Phänomen der „battle fatigue“ überhaupt ein solches Ausmaß erreichte wie bei den Alliierten. Dabei sollte man nicht die Ursachen für diese Krankheit aus den Augen verlieren. Alliierte Untersuchungen zeigten eindeutig, dass hierfür schlechte Menschenführung sowie fehlende Empathie der Vorgesetzten entscheidend waren. Gerade hier war die Wehrmacht

den alliierten Armeen klar überlegen. Deutsche Offiziere setzten sich häufig selbstlos für ihre Männer ein, jedenfalls im Vergleich zu den Alliierten. Das zeigen eindeutig die Verlustzahlen: Bei den Deutschen fielen im Westen 1944 prozentual doppelt so viele Offiziere wie Unteroffiziere und Mannschaften. Im Gegensatz dazu starben bei der *British Army* prozentual nur gut ein Drittel mehr Offiziere als andere Dienstgrade.¹⁶ Die Auswahlkriterien für Offiziere und die Zuteilung der Mannschaften zu den einzelnen Truppengattungen waren in den alliierten Armeen teilweise sehr zweifelhaft und unprofessionell. Die Infanterie war – vor allem bei der *US Army* – in der Hierarchie ganz weit unten angesiedelt; bei Wehrmacht und Waffen-SS stand sie hingegen vergleichsweise weit oben. So erhielt die alliierte Infanterie häufig die schlechtesten Offiziere und Mannschaften zugeteilt, bei den Deutschen waren es meist überdurchschnittlich gute.

Interessant ist hierbei auch ein Sonderfall auf alliierter Seite, die frei-französische *2^e Division Blindée*. Bei ihr ist nur ein einziger Fall eines psychischen Zusammenbruchs bekannt geworden.¹⁷ Gewiss, die Division kam erst Anfang August in den Kampf, zu einem Zeitpunkt des alliierten Vormarsches also, als auch die psychiatrischen Verluste bei den Briten und Amerikanern wieder zurückgingen. Jedoch bleibt festzuhalten: Bei der *2^e Division Blindée* handelte es sich um eine exzellent geführte Division mit ausschließlich Freiwilligen in ihren Reihen.

Hinzu kam die unterschiedliche Befehlsphilosophie bei Wehrmacht und Alliierten: Die Auftragstaktik und die Befehlstaktik. Und auch hier waren die Deutschen überlegen. In der deutschen Armee wurde traditionell nach Auftrag geführt; ein Untergebener hatte demnach zur Ausführung des Auftrags seine Freiheiten in der Wahl der Mittel.¹⁸ Folglich hatte ein Wehrmachtssoldat tendenziell viel eher das Gefühl, seine individuelle Entscheidung zähle. Die Amerikaner und Briten hingegen operierten gemäß der Befehlstaktik, wobei Befehl und Ausführung genau vorgeschrieben waren. Somit wurde ihren Soldaten von Beginn an eingetrichtert, „dass es ihre erste Pflicht war, den Befehlen der Vorgesetzten zu gehorchen“¹⁹. Der Soldat musste sich also als „Menschenmaterial“ fühlen, das Individuum zählte nur wenig.

6. Normandieschlacht II: Krieg von „unten“

132 Es ist vielleicht das größte Paradoxon des Zweiten Weltkriegs: Die Wehrmacht als Armee eines totalitären und verbrecherischen Regimes forderte und förderte im militärischen Rahmen das eigenständige Denken, die *US* und *British Army* als Streitkräfte von Demokratien degradierten hingegen ihre Soldaten zu reinen Befehlsempfängern.

Die Bedeutung der Offiziere und auch der Unteroffiziere war noch an einem weiteren Punkt sichtbar. Ihre Präsenz in der Schlacht war für die Moral der Männer entscheidend. An ihnen richteten sich die einfachen Soldaten stets auf. Das galt sowohl für die Alliierten als auch für die Deutschen. Ideologie alleine hingegen spornte die Soldaten nicht zum Weiterkämpfen an. Zwar kämpfte die Waffen-SS häufig verbissen und hatte vergleichsweise höhere Verluste als die Wehrmacht, aber wirklich fanatisch war sie nur in seltenen Fällen. Beim Ausfall der Offiziere und Unteroffiziere flüchteten auch SS-Mannschaften. „Führer- und Unterführermangel außerordentlich, daher sind Mannschaften zum größten Teil ohne Führung und damit auch das Halten der Stellung sehr fraglich. Rückwärtsbewegungen können nur mit aller Gewalt aufgehalten werden“²⁰, meldete das SS-Panzer Grenadier Regiment 37 Mitte Juli. Es war genau jener hohe Ausfall an Offizieren und Unteroffizieren, der den Zusammenbruch des deutschen Westheers im August 1944 so sehr beschleunigte.

Wie wichtig das Führungspersonal war, unterstrich bereits kurz nach dem Krieg Samuel L. A. Marshall in seinem Buch „Men against Fire“. Der ehemalige *Operational Historian* der *US Army* behauptete, nur 15 bis 20 Prozent der US-Infanteristen hätten je mit ihrer Waffe in der Normandie gezielt geschossen. Selbst in Elite-Verbänden wie der *US 101st Airborne Division* soll diese „ratio of fire“ (Schuss-Verhältnis) nur bei 25 Prozent gelegen haben. Marshall berief sich dabei auf zahlreiche Interviews mit Offizieren und Mannschaften während und direkt nach der Normandieschlacht. Marshall stellte fest, wenn Offiziere oder Unteroffiziere nicht bei ihren Männern waren, hätten diese einfach nicht geschossen. Er begründete dies mit persönlichen Ängsten sowie mit Gewissensbissen der Soldaten, andere Men-

schen zu töten. Diese Haltung betraf – so Marshall – vor allem Männer, die in einer demokratischen und christlich geprägten Gesellschaft wie jener der USA der 1930er Jahre sozialisiert wurden.²¹ Marshalls Thesen und Zahlen wurden in der Folge in der Literatur immer wieder zitiert und verwendet, gleichzeitig aber auch angezweifelt und sogar vehement kritisiert. Das Vorwort der Neuausgabe von Marshalls Buch aus dem Jahr 2000 stellte dann auch fest, dass nach all der Kritik die „ratio of fire“-These obsolet sei. Andere alliierte Veteranen meinten, Soldaten hätten trotz christlichen Glaubens den „killer instinct“ sowie den „mörderischen Jagdtrieb“²² gehabt. Töten sei Teil des Auftrags gewesen und die meisten „akzeptierten das Töten als einen unangenehmen Teil ihres Jobs und dachten nicht länger darüber nach.“²³

Der Streit um Marshalls Thesen ist aber noch nicht endgültig entschieden, denn empirisch hat sich bisher noch niemand an diese angeblich oder tatsächlich niedrige „ratio of fire“ herangewagt. Immerhin existieren Zahlen für den Munitionsverbrauch der *1st US Army* für die Monate Juni und Juli; und diese scheinen auf den ersten Blick Marshalls Erkenntnisse zu bestätigen.²⁴ Allerdings dürfte Marshalls Begründung mit der christlichen Moralethik wohl fehl gehen. Viel wahrscheinlicher ist, dass sich die US-Infanterie in der Normandie häufig viel zu sehr auf ihre eigene Artillerie verließ. Der einzelne Soldat wollte offenbar nicht das eigene Leben in Gefahr bringen und mit seiner Handfeuerwaffe aus nächster Nähe schießen, wenn die Artillerie den Gegner genauso töten konnte. Trotz der allgemein sehr guten Zusammenarbeit von Artillerie und Infanterie blieb – wie auch auf anderen Kriegsschauplätzen – „mangelnde Aggressivität [...] ein größeres Problem in den meisten Infanterie Einheiten.“²⁵ Doch Marshalls Thesen hin oder her: Die Infanterie trug auf alliierter Seite bei weitem die meisten Verluste. Für den einzelnen GI oder Tommy war die Normandie „eine Hobbes'sche Welt, wo das Leben einsam, arm, schmutzig, roh und oft kurz war“.²⁶ Zu glauben, die alliierte Infanterie habe also nur sporadisch in die Kämpfe eingegriffen, geht völlig an der Realität vorbei. Alles in allem erfüllten die alliierten Soldaten ihre Pflicht; es gab sicherlich immer wieder Phasen, in denen es um die Kampfmoral

6. Normandieschlacht II: Krieg von „unten“

134 etwas schlechter bestellt war, vor allem wenn sich der militärische Erfolg nicht so schnell einstellte wie erhofft. Doch von Auflehnung oder gar einer Meuterei waren die alliierten Armeen weit entfernt.

Wie sah es auf der deutschen Seite aus? Inwieweit glaubten die Landser an die Ziele ihres verbrecherischen Regimes? Ganz sicher gab es hier einen Unterschied zu den Alliierten: Der Nationalsozialismus wollte explizit eine politische Wehrmacht und einen politisch denkenden Soldaten. Gewiss, auch bei den Amerikanern gab es Anzeichen eines ideologischen Kriegs wie Eisenhowers „Kreuzzugs-Gedanken“ für die Freie Welt. Doch gerade die Briten blieben eine pragmatische *Citizen's Army*. Die meisten Soldaten – ganz gleich welcher Nationalität – vereinte aber der Glaube, jeweils für eine gerechte Sache und ihr Vaterland kämpfen zu müssen.

Die NS-Indoktrination der Wehrmacht ist eine ewige Streitfrage der Forschung. Dabei gilt es erst einmal zu klären, was die NS-Ideologie für den einzelnen Soldaten überhaupt bedeutete. Zu eindimensional ist es jedenfalls, wenn man sie allein auf Rassenideologie, Antisemitismus und Judenvernichtung reduziert. Denn der Nationalsozialismus bedeutete damals mehr: Führerkult, Heimatverbundenheit oder die Überwindung der Klassengegensätze unter dem Schlagwort der „Volksgemeinschaft“. Der Nationalsozialismus war aber noch etwas: Eine kriegerische Ideologie. Er vereinnahmte für sich viele traditionelle soldatische Tugenden, wie sie in fast jeder Armee der Welt hochgehalten werden: Treue, Patriotismus, Kameradschaft, Pflichterfüllung, Tapferkeit und Selbstdisziplin (oder wie es damals hieß: „Härte“). Somit war und ist eine klare Trennung zwischen NS-Ideologie und „klassischem Soldatentum“ kaum möglich. Anders formuliert: Ein Soldat konnte durchaus dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstehen, gleichzeitig aber all diese militärischen Tugenden verinnerlicht haben. War er damit aber auch zum „Nazi-Soldaten“ geworden? Eigentlich ist die Frage nach der Indoktrination in der Wehrmacht wenig zielführend, weil sie sich nicht klar beantworten lässt und die Definitionen sich zu sehr überschneiden. Das haben jüngst auch die unter-

schiedlichen Interpretationen der geheim abgehörten Gesprächsprotokolle deutscher Soldaten in alliierter Gefangenschaft gezeigt.²⁷ Und soweit wir wissen, wurde – zumindest im unteren und mittleren Offizierskorps – bis Kriegsende nicht nach Parteilbuch, sondern nach militärischer Leistung befördert.

Ganz sicher verfiel für den Westen 1944 allerdings eine wichtige Komponente der NS-Ideologie nicht. Trotz intensiver Propagandabemühungen glaubten die meisten Soldaten des Heeres nicht an einen radikalen NS-Weltanschauungskrieg gegen die „jüdischen Plutokraten“. Bei den Soldaten der Waffen-SS, aber auch teilweise bei den Fallschirmjägern, sah die Sache etwas anders aus. Die Briten bezeichneten beispielsweise die gefangenen deutschen Offiziere der 3. Fallschirmjäger Division fast ausschließlich als überzeugte Nationalsozialisten und in den überlieferten Akten praktisch aller SS-Divisionen lassen sich radikale Töne finden. Anspruch und Wirklichkeit gingen jedoch häufig auseinander, so dass man sich vor Verallgemeinerungen hüten sollte. So heißt es in den Ausbildungsrichtlinien eines SS-Panzer Grenadier Regiments Ende Oktober 1944 einerseits: „Mehr denn je kommt es auf den politischen Soldaten an. [...] Ideale, Begeisterung, Gläubigkeit für die gerechte Sache unseres Kampfes müssen geweckt, abgrundtiefer Hass gegen unsere Feinde genährt werden.“ Andererseits beklagten eben diese Richtlinien auch, dass bei Unteroffizieren „oft eine geradezu erschreckende Unkenntnis und Trägheit in Bezug auf weltanschauliche Ausrichtung“²⁸ bestehe.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de